

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 181.

Freitag, 6. August.

1915.

(28. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Mert.

(Nachdruck verboten.)

In manchen Familien gleitet Jahre — Jahrzehnte lang, das Leben so glatt und heiter dahin, als stünden sie in einer stillen, sicheren Bucht geborgen, in die keine Stürme hineindringen. Sie hören wohl, daß draußen so manches Opfer vom Unwetter erschlagen wird, daß der Blitz den und jenen ereilt, daß Jammer und Leid über den Besten zusammenschlagen. Aber über ihnen ist der Himmel gleichmäßig blau, so friedlich und sonnig reiht ein Tag sich an den anderen, daß sie sich wie gesiebt erscheinen und in kindlicher Zuversicht kaum so recht an das Düstere und Traurige glauben. Plötzlich aber dreht sich der Wind, der Sturm kommt auch in die stille Bucht, und nun trifft Schlag auf Schlag die lange verschonten Kinder des Glückes.

Mit einer dumpfen Empfindung, als hämmerte mit einem Male das Schicksal auf sie los, packte man in Fischbach die Koffer. Der Selbstmord des jungen Mädchens hatte peinliche Erörterungen in den Zeitungen gefunden, und gerade weil doch vieles geheimnisvoll und ungesagt blieb, konnte die Phantasie so manches Unwahre und Falsche durcheinander mischen, dem man nicht gegenüber zu treten vermochte, da zu ernste Tatsachen den halben Lügen und Verleumdungen zugrunde lagen.

Frau Ada hatte schlimme Nächte mit Beklommungen und Atemnot. Sie behauptete, der Schrecken, die Aufregungen der letzten Zeit hätten ihr diesen quälenden Zustand gebracht. Aber Dr. Robertus konnte ihr nicht verhehlen, daß sie selbst ein wenig Schuld an ihrem Befinden habe, daß es nicht bloß seelische Einwirkungen seien, unter denen sie leide, sondern ein körperliches Erschlaffen infolge ihrer ungesunden Lebensweise. Sie habe nicht bloß von der Baderkur, die er empfohlen, nichts wissen wollen, sondern auch seinen Rat, sich Bewegung zu machen, es allmählich mit Steigen zu versuchen und sich zu kleinen Vergnügungen zu trainieren, nicht befolgt, war wieder immerfort herumgelegen und hatte Süßigkeiten geknabbert, was für sie Gift sei, wie er ihr oft versichert hatte. Er müsse nun darauf bestehen, daß sie noch im Herbst eine Kur in Marienbad durchmache, um der Herzverfettung zu steuern.

Ada blickte ihn nach dieser Unterredung mit vorwurfsvollen Augen an und fühlte sich schwer beleidigt. Allmählich aber versöhnte sie sich mit dem Gedanken an die Baderkur und machte sich, während die andern packten, mit wichtiger Miene Notizen über alles, was sie in Eile in München besorgen mußte. Die Beschäftigung mit Toilettefragen ließ sie sogar ein wenig ihren Kummer um Bruno und ihr Unwohlsein vergessen.

Bruno, der noch immer Schmerzen hatte, sollte in eine chirurgische Klinik, obwohl Dr. Robertus wenig Hoffnung hatte, daß seine verunstaltete Nase je wieder schönert werden könnte.

Fanny war nach dem Begräbnis der Tochter fort, ohne Abschied zu nehmen. Nur dem Doktor hatte sie

nochmal die Hand gedrückt. Sie fühlte selbst, daß sie nicht mehr in dem Haus bleiben konnte, in dem sie so viele Jahre gewohnt, daß sie sich als Zugehörige zu der Familie betrachtet hatte.

Nun mußte sie sich beiseite drücken wie eine Verbannte. Ihr Kopf war ihr ganz wie von dem Zwiespalt, der in ihr Denken geraten war. An der Leiche der Tochter hatte sie sich mit heißem Grimm gestreut, daß sie Bruno zu Boden geschlagen, fast Neue empfinden, ihn nicht noch stärker getroffen zu haben. Hier lag ihr armes Kind, das Opfer seines Leichtsinns und — er lebte! Er vergaß! Aber wenn sie dann Bruno sah, so gänzlich entstellt mit dem trübseligen Ausdruck auf den früher strahlend heiteren Zügen, dann machte das Mitleid mit ihm sie wieder irre. An den hübschen Knaben hatte sie ihre mütterlichen Gefühle geknüpft, da sie ja ihr eigenes Kind bei Fremden lassen mußte. Auf seine Schönheit war sie stolz gewesen; ihn hatte sie lieb gehabt. Nun litt sie mit dem jungen Menschen, den sie eigentlich hassen mußte! Der gnädigen Frau, die ihr so harte Worte gesagt, die nun so feindselig über sie hinwegschaute, gönnte sie ihre Sorgen, während sie um des Doktors willen, den sie mit der Ergebenheit einer treuen Dienerin verehrte, von Neue zermartert wurde.

Diese widerstreitenden Gefühle, dieses Schwanken zwischen Nachlust und Verknirschung wirkten so heftig auf ihr bisher nur von einfachen Instinkten beherrschtes Gemüt, daß sie fürchtete, den Verstand zu verlieren und in ihrer Verzweiflung, in ihrer Ratlosigkeit flüchtete sie in die Dorfkirche und kniete in dem Weichstuhl nieder, in dem heißen Verlangen, einmal ihr Herz ausschütten, sich dem Priester anzuvertrauen, den ihr standhalten mußte, während alle anderen Menschen ihr wie einer Gezeichneten aus dem Wege gingen.

Und der alte erfahrene Landpfarrer fand in seiner schlichten Herzensgüte den richtigen Ton. Er sagte ihr, daß alle ihre Wirrsale und ihre Herzensnot daher kämen, weil sie selbst hatte eingreifen wollen in die Wege des lieben Gottes, weil sie strafen und vergelten wollte und der weisen Mahnung nicht eingedenk gewesen, die sie doch auch in der Schule gehört hatte: „Mein ist die Rache, spricht der Herr.“ Und er ermahnte sie zur Ruhe, zur Demut; und als er sie dann fragte, ob sie denn auch tief bereue, was sie getan, kamen ihr zum erstenmal heiße Tränen, und unter wildem Schluchzen stieß sie ihr Ja hervor. So wurde sie absolviert, und nach Tagen qualvoller Unruhe, trostloser Bangigkeit, senkte sich in der kleinen, stillen Kirche, durch deren gemalte Fenster die Sonne hereinsiel, ein Gefühl des Friedens in ihr Herz. Sie war bisher wohl am Sonntag zur Messe gegangen, hatte am Freitag kein Fleisch gegessen und zu Ostern gebeichtet, aber sie war trotzdem eine laue Katholikin gewesen. Nun rettete sie sich in die Frömmigkeit mit der dankbaren Inbrunst des Schiffbrüchigen, der ein Stück

Land findet, nun opferte sie ihren Haß und Groll in reuiger Zerknirschung und gab sich dem Glauben hin mit der wilden Leidenschaft, die in ihrem Wesen lag.

Sobald sie in der Stadt ihre Sachen gepackt und die Kammer, in der sie achtzehn Jahre gewohnt, reingeseigt hatte, machte sie eine Wallfahrt nach Altötting. In dem von Gold und Silber strotzenden Heiligtum der schwarzen Muttergottes flehte sie um Verzeihung ihrer Sünden und um Brunos Wiederherstellung. Um sich immer tiefer zu demütigen, nahm sie in dem Panatimus ihrer Reue das schwere Holzkreuz auf die Schulter und rutschte auf den Knien um das Kirchlein, wie vor ihr Tausende von Schuld und Sorge Beladene hier im vollen Sinne des Wortes ihr Kreuz geschleppt, daß die Spuren sich in den Steinen eingruben.

Dann kehrte sie in die Stadt zurück und suchte nach Wajach und Pukplätzen. In einen Dienst wollte sie nicht mehr treten. Sie sehnte sich förmlich nach der größten Arbeit. Wenn sie den ganzen Tag rieb und bürstete, dann sank sie abends gedankenlos in den Schlaf. —

Auch Felicitas war eine ruhelose, reuebeladene Seele, aber sie fand nicht so leicht wie Fanny Trost und Arbeit.

Nur eine heimliche Hoffnung hielt sie aufrecht.

Sie wollte nach Südwest, Walter dort aussuchen und in seiner Nähe weilen. Sie glaubte ja nicht, daß er sie sofort wieder verfehlt in die Arme schließen würde, wenn sie ihm bittend entgegenträte. Nein, langsam nur würde sie die Kluft zu überbrücken suchen. Es müßte doch ihn rühren, daß sie die weite Reise gewagt, daß sie die Entbehrungen auf sich nähme, die das Leben drüben forderte! Wenn sie ihm dann täglich zu begegnen suchte, immer in schmerzlicher Entfernung, nur mit einem Blick, der um Verzeihung fleht!

Allmählich überzeugte er sich dann wohl von ihrer Liebe! In dem fremden Land müßte es ihn doch hinziehen zu der Frau, die ihm einmal so viel gewesen, zu der einzigen Seele, die ihn verstand, die ihm die Heimat vor Augen rief. Er würde vergessen, was gesehen und den einen dunklen Tag aus ihrem gemeinsamen Leben streichen!

Noch hatte sie zu keinem Menschen von ihrem Entschluß gesprochen, und wenn sie an die Verwirklichung dachte, dann überrieselte sie ein Schauer. Aber in ihren Träumen war sie schon drüben, hatte alle Schwierigkeiten überwunden und malte sich aus, wie sie Walter anblicken, was sie zu ihm sprechen wollte, wie schön die Versöhnung sein würde, und diese Bilder, die ihre Phantasie ihr vor Augen zauberten, wenn sie, bequem auf dem Ruhebett ausgestreckt, ihre Zigarette rauchte, waren ihr ein Trost und eine Art wohliger Betäubung ihrer Selbstvorwürfe.

Oly hatte ihre Mutter nach Marienbad begleitet. Es war schon leerer hier, aber man genoß noch Sommerwärme, und ein blauer Tag folgte dem andern. Das junge Mädchen ging viel allein auf den schönen Waldwegen spazieren, da ihre Mutter oft ruhen mußte.

Nach der Unzufriedenheit und Verstimmung, die Oly in den letzten Monaten gequält hatte, meinte sie sich nun zu klarer Sicherheit durchgerungen zu haben. Sie hatte eine große Freude erlebt: Ihre erste kleine Novelle war verkauft und sollte in einer ganz bekannten Zeitung erscheinen. Dieser Erfolg gab ihr ein solches Glücksgefühl, daß sie glaubte, nun könne sie nie wieder anderes begehren als ein Vorwärtskommen in ihrer Arbeit, nun stünde das feste, einzige Ziel vor ihr, von dem sie nie wieder abirren würde.

Es hatte ihr einen wunderlichen Eindruck gemacht, als sie zum erstenmal an der Villa vorüberkam, an der auf dunkler Marmortafel der Name stand: Dr. Eberhard Dornberg, Spezialist für Magenkrankheiten.

Wie vornehm das alles aussah! Der wohlgepflegte Vorgarten, das breite Tor, an dem ein livrierter Diener öffnete, die Veranda und die Loggia mit den bequemen Stühlen, die breiten Fenster, die Freitreppe,

die von einer mit Blumen geschmückten Terrasse zu den schönen, hohen Bäumen hinter dem Hause führte.

Täglich kamen sie auf dem Wege zum Durchaufe an der Villa vorüber.

Man sah nur elegante Leute herausgehen. Es war ja auch fabelhaft teuer, und man mußte es sich trotzdem zur Ehre schätzen, aufgenommen zu werden, denn die Zimmer waren auf lange Zeit hinaus bestellt.

Dornberg selbst waren sie nie begegnet, aber um so mehr hatten sie über ihn gehört. Man erzählte an der Tafel von seinen großartigen Heilerfolgen, und eine alte Dame versicherte mit Tränen in den Augen:

„O, er ist mehr als Arzt! Er ist ein Wundertäter! Meine Tochter war aufgegeben! Denken Sie, eine Mutter von drei kleinen Kindern! Er hat sie wieder hergestellt! Ich muß sagen, ich verehere ihn, ich bete ihn an. Und meine Tochter sagte auch immer, sie habe so unbedingtes Vertrauen zu Doktor Dornberg. Wenn er ihr sagen würde: Springen Sie in den Fluß, das bekommt Ihnen! Sie würde es tun ohne Besinnen!“

Frau Robertus hatte schon einige Male bemerkt, sie finde es seltsam, daß Dr. Dornberg, der doch ihren Namen in der Kurliste gelesen haben mußte, sie noch nicht besucht habe.

„Aber ich bitte dich, Mama, er will uns doch zeigen, daß er keine Zeit mehr hat für gesellschaftliche Höflichkeiten“, sagte Oly lachend. Im stillen wunderte sie sich auch. Hatte er die heiße Empörung, in der er in dem herrlichen Garten in Schliersee von ihr geschieden war, noch immer nicht vergessen? Grollte er ihr noch so heftig trotz allem Erfolg, den ihm diese wenigen Jahre gebracht, daß er ihr gar nicht begegnen mochte?

Unwillkürlich mußte sie, wenn sie an seinem Hause vorüberging, daran denken, mit welcher unheimlich drohender Miene er ihr die Worte ins Gesicht geschleudert hatte: „Wir werden uns wiedersehen! Wir sehen uns wieder!“

(Fortsetzung folgt.)



Lustige Leute lachen machen, ist kein Verdienst, aber die Ballen erster Stirnen glätten. Halte ich für eines.
Ludwig Anzengruber.

Die Schweizer Sanitätszüge.

Der zweite jezt zum Abschluß gelangte deutsch-französische Schwerverwundeten-Austausch lenkt das Interesse von neuem auf die vortrefflichen Einrichtungen der Schweizer Sanitätszüge, die sich auch jezt wieder ganz ausgezeichnet bewährt haben. Ein Mitarbeiter, der durch das freundliche Entgegenkommen der Schweizer Militärbehörde in der Lage war, einen der Sanitätszüge der Eidgenossenschaft für eine längere Strecke zu begleiten, um ihre Einrichtungen genau kennen zu lernen, sendet uns eine eingehende Schilderung der neuen, erst seit dem 10. Juli in Betrieb gesetzten Sanitätszüge, die für die Beförderung der Austauschgefangenen bestimmt sind: Die Beförderung erfolgt für die in Deutschland gefangenen Verwundeten bekanntlich von Konstanz aus, für die aus Frankreich kommenden Deutschen von Lyon aus. Jeder Zug besteht aus 19 Wagen, von denen 16 für Krankentransporte bestimmt sind, und zwar 8 für liegend zu befördernde, 8 für sitzende Verwundete. In der ersten Abteilung können 112, in der zweiten etwa 200 Pflegebedürftige befördert werden. Im Anfang und Ende des Zuges läuft je ein Gepäckwagen, deren Vorberer die erforderlichen Bestände an Verpflegungs- und Verbandmaterial birgt, während der letzte hauptsächlich dazu bestimmt ist, unterwegs Waren, Milch, frisches Fleisch usw. aufzunehmen und zur Verteilung vorbereiten zu lassen. In der Mitte zwischen den beiden Krankenwagenhälften ist ein Wagen erster Klasse für die Begleitung, den begleitenden Arzt und die Delegierten des Roten Kreuzes eingefügt. Selbstverständlich tragen alle Wagen das Rote Kreuz im weißen Feld und außerdem eine fortlaufende Nummer. Abweichend von unseren deutschen Einrichtungen sind die einzelnen Wagen untereinander nicht nach Art unserer Durchgangszüge verbunden.

Das Hinüberklettern von einem Wagen zum anderen dürfte in voller Fahrt nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahr möglich sein, doch sind die Betriebsanordnungen so getroffen, daß ein Wagenwechsel für das Personal unterwegs kaum nötig werden wird. Schwestern und Pfleger bleiben während der Fahrt sowohl wie bei dem Halten auf den Stationen in ihren Wagen. Die Waggonen haben die schweizerischen Bundesbahnen gestellt. Es sind neue Personenwagen dritter Klasse mit seitlicher Tür (nicht Eingängen an den Enden), die ein bequemes Einbringen der liegenden Kranken ermöglichen.

Für jeden Kranken ist ein gutes Bett vorhanden, die zu je zwei an den Fenstern übereinander liegen, und zwar in jeder der Aufhängung, so daß Stöße vermieden werden. Ein kleines Regal über jedem Bett ist zur Aufnahme der Habseligkeiten der Verwundeten bestimmt. Für das Pflegepersonal ist ein Tisch mit ein paar Stühlen vorhanden; ein großer Leinwand dient zum Unterbringen der Wäsche der Verwundeten, und eine große Kiste mit Verbandstoffen und Arzneien vervollständigt die Ausrüstung. Elektrische, mit blauen zum Verbunkeln überschlagbaren Lampen versehene Lampen dienen zur Beleuchtung. Die Heizung erfolgt mit Dampf. Der letzte Teil des Zuges mit seinen Bettenreihen macht einen naturgemäßen ersten Eindruck: anders die vordere Zughälfte mit ihren Abteilen erster und zweiter Klasse, die die stehenden Verwundeten aufzunehmen haben. Die erste Klasse ist für Offiziere und Ärzte bestimmt, die zweite für Soldaten und Sanitätsmannschaften. Einige dieser roten-Kreuz-Mannschaften, die ganz gegen alle internationalen Abmachungen widerrechtlich als Gefangene behandelt worden waren, konnte ich in Konstanz sprechen. Über Behandlung, Verpflegung und Unterbringung in Frankreich hatten sie alle schwer zu klagen. Nur die Möglichkeit, ihren gefangenen Landsleuten helfen und beistehen zu können, hat ihnen über die Unerträglichkeit ihrer Lage hinweggeholfen. Je vier Plätze haben drei Kranke aufzunehmen, so daß ein bequemes Sitzen ermöglicht ist. Ein Leinwandkasten hat auch hier das kleine Eigentum des Mannes aufzunehmen. Einige frische Zitronen, Glas, Löffel, Tasse und ein weißes, leinenbezogenes Kopfkissen bilden die übrige Ausstattung. Bade- und Nücheneinrichtung sowie Operationswagen fehlen. Operationen kommen ja hier, wo es sich um in der Heilung befindliche Verwundete handelt, nicht vor. Die zahlreichen Stationen mit gut organisiertem Verpflegungsdienst machen einen Reichtum an Materialvorräten ist besonders interessant: er birgt reiche Schätze an Wäsche aller Art, Tellern, Tassen, Gläsern, Töpfen, Waschbeden usw., an Verbandzeug und Kleidern, an Wess und Putzgerät, an Seife und allem möglichen anderen. Sogar Krüden und herbe Stöcke für Rahme sind vorrätig. Praktisches Sachverständnis und warme Nächstenliebe spricht aus allen Einrichtungen der Züge. Die Schweiz kann stolz auf das sein, was sie hier an barmherziger Nächstenliebe geleistet hat. Auch sie ist ja mannigfach in die Leiden des Weltkriegs verwickelt worden: möge ihr das Bewußtsein, so reich zur Milderung des Elends beigetragen zu haben, dafür eine kleine Entschädigung bieten. Unseren heldenhaften Kämpfern aber, die durch die schöne Schweiz verwundet und verstümmelt zurückkehren, rufen wir ein herzliches Willkommen und Glück auf zu. Das Vaterland wird sie nicht verlassen, die Leben und Gesundheit für ihr Volk opfern!

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Römische Sanitätswesen. Während wir über die Zahl der Gefallenen und Verwundeten unserer übrigen Feinde ziemlich genau informiert sind, läßt sich diese in Italien nur aus ganz vagen Berichten entnehmen. Denn nichts scheint die italienische Zensur strenger zu verheimlichen. Wurde doch sogar der „Secolo“ verboten, als er den Transport von Verwundeten durch Mailand meldete. Daß ein Anstrom von Verwundeten gerade in Italien einen niederschmetternden Eindruck erwecken muß, wird jeder verstehen, der die mangelhaften sanitären Vorrichtungen des Landes kennt. Um so komischer berührt uns die Nachricht, daß noch die englischen Verwundeten von den Dardanellen nach Italien geschafft werden sollen. Werfen wir beispielsweise einen Blick auf die römischen Krankenhäuser. Die ganze Stadt besitzt bei ihren

600 000 Einwohnern nur zwei öffentliche Hospitäler, nämlich das Policlinico vor Porta Pia und S. Giacomo im Borgo nebst einer Zweigstelle in Via S. Giacomo. Da die Privatkliniken ungeheure Preise einheimsen — trotz ihrer einfachen Vorrichtungen das Doppelte und Dreifache wie bei uns —, so sind die öffentlichen Krankenhäuser stets überfüllt, und es passiert, daß z. B. der Verunglückte mehrmals durch die ganze Stadt hin- und hergeführt wird, bis irgend ein Arzt ihm ein Plätzchen in einem der beiden Hospitäler herzurichten weiß, falls er inzwischen nicht in der Wartschleife starb. Denn das eine Hospital ist vom anderen etwa 40 Minuten mit dem Wagen entfernt. Unfallstationen nämlich gibt es in Rom nicht. Der plötzlich von einem Übel Befallene wird vom Karabinieri aufgelesen und in die nächste Droschke getragen. Am Eingang des Hospitals empfangen ihn wieder zwei Schutzleute, die den Geplagten, falls er überhaupt noch Angehörige des Bewußtseins verrät, genau verhören, ob auch kein Verbrechen dabei im Spiele ist. Dann erst bestimmt der „greggio dottore“, ob er für ihn noch Platz hat oder nicht. Am anderen Tage kauft die ganze Bevölkerung Roms im „Messaggero“ eifrig, wie bei uns die Köchin ihren Hintertreppentontan verschlingt, das ganze Lebensschicksal des Verunglückten, natürlich in novellistisch höchst bewegtem Pathos gehalten, seinen Namen, diejenigen seiner Frau, Kinder und Geschwister, den des Polizisten, der ihn aufhob, des Droschkenführers, der ihn fuhr, der Polizisten, die ihn verhörten, und des Arztes, der ihn in so und so viel Tagen heilbar erklärte. Man kann sich vorstellen, daß diese Organisation nicht auf einen Massentransport von Verwundeten eingerichtet ist. Dazu kommt die mangelhafte Beschaffenheit des Zimmers der Hospitäler. Vor zwei Jahren war in Rom eine kleine Reduktion der Krankenhäuser wegen. Das Personal von Ärzten und Pflegern streifte wegen schlechter Befolgung in S. Giacomo. Die gesundheitlichen Zustände erwiesen sich in diesem riesigen Krankenhaus so schlecht, daß die Stadtverwaltung beschloß, es eingehen zu lassen. „Wie“, schrie das empörte Volk, „gebt uns zuerst ein besseres, bevor Ihr das alte schließt.“ Und mit Gewalt mußte die Wiedereröffnung erzwungen werden. Sind bereits die ständigen Organisationen römischer Krankenpflege mangelhaft, so kann man sich denken, wie die improvisierten ausfallen würden. Außerdem pflegen die größten Paläste, in denen Lazarette hergerichtet werden können, bis auf den letzten Raum ausgenutzt zu sein, auch eignen sich die wenig belichteten, im Winter nicht heizbaren Räume wenig zu Genesungsstätten für Verwundete. Werden doch die Gefunden schon darin krank. Besser als in Rom ist es jedoch in ganz Italien nicht, und die Militärbehörde wird sich so lange wie möglich hüten, die ohnehin sensible Bevölkerung durch die Anfuhr schlecht versorgter Verwundeter zu erregen, sondern dafür zunächst die nördlichen Städte sorgen zu lassen. Wie weit dies bei den zunehmenden Verlusten möglich bleibt, scheint eine nicht geringe Sorge der italienischen Regierung zu bilden.

Das Plakat als Werbemittel. „Nicht der Patriotismus, sondern das Plakat macht die Engländer zu Soldaten.“ Dies ist die Ansicht eines Chicagoer Zeitungsverlegers, der — aus England nach Amerika zurückgekehrt — im „Boston Transcript“ die Bedeutung der Plakate für das englische Rekrutierungswesen erörtert. „Kein Mensch im Ausland vermag zu ermessen, welche überragende Rolle dem Plakat als Werbemittel in England beizumessen ist. Überall in London, wohin man sich auch wenden mag, sieht man ein Plakat neben dem andern, und in allen anderen Städten, im ganzen Reich, ist es dasselbe. Jede Droschke und jeder Straßenbahnwagen, öffentliche Gebäude, Hotels, Denkmäler — überhaupt alles, was auf der Straße ins Auge fällt, wendet sich mit diesen Plakaten an die Mannhaftigkeit und das Gewissen des Volkes. Ich ging zeitig am Morgen aus, bevor London mit seinem Haß und seinem Lärm erwachte, um in Ruhe die mit diesen Werbepлакaten bedeckten Gebäude und Denkmäler zu betrachten. Als ich aber die mit Plakaten behängten Böden der Nelsonsäule photographieren wollte, wurde ich schleunigst von einem Polizeioffizier befehrt, daß dies streng verboten sei. Erst als ich den offiziellen Erlaubnisschein vorwies, den ich mir zu diesem Zweck hatte ausstellen lassen, durfte ich die feinsten Aufsätze und Ankündigungen berechnen. Kein Mann vermag durch die Straßen von London zu gehen, ohne von Hunderten von Plakaten geradezu angesprochen zu werden. Bei den Entwürfen der Plakate mußte die Regierung sehr vorsichtig zu Werke gehen, um nur ja die Öffentlichkeit auf keine

Weise zu verlegen. Das englische Volk, das auch in dieser harten Zeit der Notwendigkeit an seinem Anrecht auf äußerste persönliche Freiheit festhält, durfte nicht mit Drohungen angegriffen werden. Die Regierung konnte sich nur an das persönliche Gewissen und das persönliche Urteil wenden. Es gibt mehr als hundert Arten von Plakaten, und bisher wurden ungefähr vier Millionen Exemplare gedruckt und verteilt. Und auch nach allen britischen Kolonien — nach Kanada, Neufundland, Indien, Australien und Afrika — wurden Abzüge gesandt. Sie hängen im Schatten der Pyramiden gleichwie im Zentrum von London. Die Straßenbahnwagen in London sind mit langen Plakaten behängt, auf denen ein Arm mit geballter Faust gemalt ist. Darunter steht: „Gib dem Land Deinen starken Arm! Tritt in die Armee ein!“ Ein anderes Bild zeigt in bunten Farben einen großen Löwen, der auf einem mächtigen Felsblock steht. Dahinter steht man vier kleinere Löwen. Die Löwen versinnbildlichen das Mutterland und die Kolonien. Darunter heißt es: „Das Reich braucht Soldaten! Antwortet alle diesem Ruf. Mit Hilfe der jungen Löwen wird der alte seine Feinde besiegen. Laßt Euch sofort anwerben!“ Ein anderes Bild, betitelt „Der Gruß des Veteranen“, zeigt einen alten Betrunkenen, der einem jungen Soldaten in Kasackuniform die Wotke nachruft: „Sei wohl, mein Junge! Ich wünschte, daß ich noch jung genug wäre, mit Dir zu gehen!“ Zahlreiche Plakate sind in Silhouetten gezeichnet. So sieht man die Silhouetten zweier Kaskadisten, die mit aufgepflanztem Bajonett einen Hügel erklimmen, und die Aufschrift besagt: „Warum stehst Du hier und siehst zu? Geh und hilf!“ Auf einem anderen Bild zeichnet sich ein Wachtposten gegen den Himmel ab; er ruft: „Galt! Wer geht hier? Wenn Du ein Freund bist, so gehe zur Armee und hilf den tapferen Reuten an der Front!“ Auf einem anderen Plakat erblickt man im Vordergrund die mächtige Gestalt eines Soldaten, während im Hintergrund eine größere Menge einen Angriff unternimmt. Der Text lautet: „Denke nach! Gibst Du Dich damit zufrieden, daß dieser Mann für Dich kämpft? Willst nicht auch Du das Deinige tun? Wir werden siegen, doch Du mußt uns helfen. Werde noch harte Soldat!“ Neben diesen Bildern gibt es aber auch zahllose Schriftplakate. Sie werden sich an die Männer, die noch Zivilisten sind, und sie fragen die Frauen, warum ihre Gatten zu Hause bleiben. Und es gibt überhaupt nichts, was zur Verteidigung dienen könnte und nicht in Bild und Schrift eindringlich vor Augen geführt wird.

Die Wiederverwertung von Druckpapier. Unser Druckpapier wird gegenwärtig fast ausschließlich aus Holzstoff hergestellt, oder Holzstoff ist wenigstens der primäre Rohstoff für die Papierfabrikation. Bei dem enormen Verbrauch unserer Tageszeitungen verschwinden jahraus, jahrein ganze Wälder in den Druckpressen. Dieser Umstand hat schon bei Friedenszeiten die sorgende Aufmerksamkeit unserer Volkswirtschaftler auf sich gelenkt, denn die sinnlose Vernichtung der Wälder hat schon manches Volk von seiner früheren Kulturhöhe herabgestürzt. Mehr noch ist jetzt in den Kriegszeitern Sparsamkeit bei der Verwendung von Papier am Platze, da manchen Industriezweigen Papier als Ersatzstoff unentbehrlich ist. Diese Sparsamkeit kann zweedmäßig bei der Wiederverwertung bedruckten Papiers einsetzen, das jetzt zumeist einfach der Vernichtung anheimgegeben wird. Bisher konnte Druckpapier aber nur für minderwertige, farbige Pappen verarbeitet werden; ein Verfahren, verbrauchtes Druckpapier wieder in druckfähiges, weißes Papier zu verwandeln, hat deshalb große wirtschaftliche Bedeutung. Ein solches Verfahren ist im vergangenen Jahre bekannt geworden. Der Krieg hat bisher seine Einführung in die Praxis verhindert; aber gerade die eigentümlichen Verhältnisse, in die Deutschland jetzt hineingezwungen worden ist, sollten dazu beitragen, diesem Verfahren ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Hauptschwierigkeit bei der Wiederverwertung von Druckpapier besteht darin, die eingetrocknete Druckerchwärze von dem Papier wieder zu entfernen. Druckerchwärze ist mit Bleind angeliebener feiner Ruß, also Kohlenstoff, der sich durch die gewöhnlichen Bleichverfahren nicht entfernen läßt. Der eingetrocknete Bleindfleck muß vielmehr auf chemischem Wege gelöst und der Kohlenstoff weggeschwemmt werden. Zum Lösen des Bleinds werden alkalische Laugen benutzt, die vor der weiteren Verarbeitung wieder entfernt werden müssen.

Da Lauge den Papierstoff aber stark angreift und ihn zugleich gelb färbt, so muß eine besondere Bleichsoda zur Verwendung kommen. Von großer Wichtigkeit ist hierbei die Innehaltung einer bestimmten Temperatur. Zur Ausführung des neuen Verfahrens werden alte Zeitungen bei 40 bis 40 Grad eingelaugt. Um dann den Ruß von dem Papier zu entfernen, wird es zerfasert und auf einem Siebe ausgewaschen, wobei die Druckfarbe mit dem Wasser abläuft, während die gereinigte Faser zurückbleibt. Diese reine Papierfaser wird dann entweder direkt oder unter Zusatz von neuen Papierstoffen zu Rollenpapier verarbeitet. Wenn auch die Wiederherstellung des alten Papiers etwas teurer als die Papierfabrikation aus neuem Holzstoff ist, so tritt gegenwärtig die Kostenfrage doch zurück, denn momentan kommt es in erster Linie darauf an, mit unseren Bodenschätzen — und dazu gehören nicht in letzter Linie unsere Wälder — hauszuhalten.

Jalousie und Eifersucht. Wenn uns das leuchtende Gestirn des Tages allzu grell in unsere Wohnungen scheint, dann wehren wir ihm den Zugang durch Fensterläden und Vorhänge aller Art, wie Gardinen, Rollvorhänge, Markisen, Jalousien usw. Von allen diesen Schutzvorrichtungen gegen die Sonne spielt in unserem Kulturleben, besonders aber im Leben des Großstädters, die Jalousie die hervorragende Rolle. Die Fensterläden kommen immer mehr ab. Der große Fortschritt, den uns die Jalousie gebracht hat, besteht darin, daß sie die Vorteile des Fensterlades mit demjenigen des Stoffvorhanges vereinigt und dabei die Nachteile beider ausschließt. Man braucht nicht das Fenster zu öffnen, um sie herunterzulassen oder aufzuziehen; man kann sie so stellen, daß sie entweder alles Licht ausschließt oder aber bei Abhaltung der allzu grellen Sonnenstrahlen genügend Licht in das Zimmer hineinläßt. Die „Jalousie“ ist, wie ihr Name zeigt, aus Frankreich zu uns gekommen. Wie kamen aber die Franzosen dazu, ihr eine Bezeichnung zu geben, die in ihrer Sprache so viel wie „Eifersucht“ bedeutet? Dieser Name hat, so schreibt uns ein Mitarbeiter, eine sehr merkwürdige Geschichte. Die Franzosen sind nicht die Erfinder der Jalousie, sondern sie haben sie auf dem Wege über Italien aus dem Orient erhalten. Ihre Wege stand oder steht vielmehr heute noch im orientalischen Garem. Die Fenster der türkischen Harems tragen noch jetzt durch Holzgitter, deren Stäbe so gestellt sind, daß man wohl aus dem Fenster auf die Straße oder in den Hof hinaussehen, daß aber niemand von außen in das Zimmer hineinschauen kann. Als die Türken sich in Konstantinopel festsetzten, brachten sie an ihren dortigen Harems die in Rede stehenden Holzgitter an. Nun hat das Griechische ein Wort zelos, das Eifer bedeutet (daher das französische zèle = Eifer); davon ist abgeleitet das griechische Wort zelotes, der Eiferer (daher unser Fremdwort „Zelos“) und das griechische Wort zelosia, Eifersucht (daher italienisch gelosia und französisch jalousie = Eifersucht). Als die in Konstantinopel wohnenden Griechen zuerst die eigenartigen Holzgitter an den türkischen Harems erblickten, kam ihnen sofort der Gedanke, daß nur die Eifersucht den der Vielweiberei huldigenden Türken den Gedanken eingegeben haben könne, an ihren Frauengemächern solche Holzgitter anzubringen, die zwar den Haremsfrauen das Heraussehen gestatten, die aber das Hineinsehen unmöglich machen. Diese Griechen gaben also dem Holzgitter den Namen zelosia, und dieser Name wanderte in seiner doppelten Bedeutung (als „Eifersucht“ und als „Holzgitter“) zu den Italienern, wo er die Form gelosia annahm. Die Franzosen übernahmen diesen italienischen Ausdruck in beiden Bedeutungen als jalousie, und ihnen gelang es, das aus dem türkischen Garem stammende hölzerne Fenstergitter mit ihrem rouleau, dem aufrollbaren Fenstervorhang aus Stoff, so zu kombinieren, daß daraus die moderne Jalousie entstand. In Konstantinopel wurde übrigens vor 200 Jahren auch ein nach Art der Haremsfenster vergittertes Fenster „Jalousie“ oder wohl vielmehr griechisch „zelosia“ genannt. In dem 1710 erschienenen alten deutschen Wörterbuch von Nehring lesen wir darüber: „In dem Ditan zu Konstantinopel über dem Haupt des Großveziers ist ein Fenster mit einem eisernen Gitter, durch welches der Großhulan alles, was im Diban passiert, sehen kann, welches man „la Jalousie“ nennet.“ Hier bestand also das Gitter aus Eisen. Mit dem Diban ist an dieser Stelle der im Sultanspalast zu Konstantinopel befindliche Saal gemeint, in dem die türkischen Räte noch heute ihre Beratungen abzuhalten pflegen.